Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 20 (1936)

Heft: 3-4

Artikel: Alemannisch : die Rettung der eidgenössischen Seele

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419760

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mitteilungen

Zwanzigster Jahrgang. Ur. 3/4.

des

deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: "Muttersprache", Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken. Jahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390. Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch schweizerischen Sprachvereins, Kusnacht (Zurich). Beiträge zum Inhalt sind willfommen.

Berfandstelle: Kusnacht (Zurich). - Drud: E. Slud, Bern

An unsere Mitglieder.

Serzlichen Dank allen, die ihren Jahresbeitrag pünktlich bezahlt, und nochmals Dank jenen, die noch einen freiwilligen Betrag beigelegt haben, und wenn er noch so bescheiden war. Die andern bitten wir aufs angelegentlichste, es bald zu tun, und wiederholen zu ihrer Bequemlichseit unsere Angaben: Zahlung an die "Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins", Küsnacht bei Zürich, Postscheckenung VIII 390, und zwar 7 Fr. mit "Muttersprache" und 4 Fr. ohne die Zeitschrift. Mitzlieder des Zweigevereins Bern zahlen an den "Berein für deutsche Sprache", Bern, Postsches III 3814, und zwar 7 Fr. mit und 5 Fr. ohne Zeitschrift (1 Fr. für den Zweigeverein inbegriffen). Die "Gesellschaft sür deutsche Sprache" in Basel erhebt von ihren Mitzliedern je 1 Fr. Zuschlag; diese entrichten also 8 Fr. mit und 5 Fr. ohne "Wuttersprache". Bitte bald!

Don unfern Mitgliedern.

Der fürzlich im Alter von fast 92 Jahren in Zürich verstorbene Prof. Dr. e. h. And reas Baumgartner war unser treues Mitglied seit der Gründungszeit. Er war ein berühmter Fremdsprachlehrer; um so höher rechnen wir es ihm an, daß er dabei immer auf sorgfältige Pflege und Reinheit seiner Muttersprache gehalten und gar feine Freude am sonst so beliebten helvetischen Sprachmischmasch gehabt hat. Für unsere Rundschau 1916 stellte er uns einen schönen Aussach über "unsere (deutsche) Schrift" zur Berfügung; daneben erlaubte ihm seine Zeit nicht, an unserer Bereinsarbeit mitzuwirken, aber in unserm Sinne hat er gewirkt, wo er konnte, und uns oft seine Freude über unsere Arbeit bezeugt. Wir sind stolz darauf, daß er zu uns gehört hat.

Unfer Mitglied war auch der Ende März verstorbene Bundesrichter Dr. Theodor Weiß; er hat uns sogar gelegentlich Beiträge und Stoff für die "Mitteilungen" geschickt und uns seine Teilnahme bekundet. Ferner der Stadtbasler Mundartdichter Friz Lieberich, der uns seinerzeit das hübsche Bolksbuch über Hebel geschrieben hat. Auch ihnen schulden wir ein dankbares Undenken.

Bon der Universität Zürich hat Herr Sekundarlehrer Gottlieb Felder in St. Gallen für seine Berdienste um den Geschichtsunterricht in seinem Heimatkanton, vor allem aber um die Erforschung und Erhaltung der Burgen des St. Galler- und Appenzellerlandes zum siedzigsten Geburtstag den Doktortitel ehrenhalber erhalten. Der wackere "Burgenfelder", dem die geschichtliche Heimatpflege Herzenssache war, gehört natürlich auch unsern Berein an, schon bald ein Vierteljahrhundert. Wir beglückwünschen ihn zu der wohlverdienten Shrung und freuen uns, daß auch wir ihn zu den Unsern zählen dürfen.

Daß wir teils bei so schmerzlicher, teils bei so freudiger Gelegenheit die Namen eines Bundesrichters, eines Dichters und zweier Ehrendoktoren nennen dürfen, beweist, daß wir keine schlechte Gesellschaft sind.

Alemannisch. Die Rettung der eidgenössischen Seele.

Unter diesem nicht wenig versprechenden Titel veröffentlicht Dr. phil. Emil Baer bei Rascher & Cie. eine Schrift (150 S.; 3 Fr.), mit der wir uns auseinandersetzen müffen; denn er fordert nicht Geringeres als die Erhebung der schweizerdeutschen Mundart zur Schriftsprache, also etwas, was gar nicht im Sinne unserer Bestrebungen ift, so sehr auch uns die Erhaltung echter Mundart am Herzen liegt. Der Berfaffer hat auch unsere Schriften fleißig studiert, gibt aber ihren Sinn obwas entstellt wieder und erklärt rundweg, daß eine Auseinandersetzung mit Lewten unserer Gattung ein= fach unmöglich sei, weil wir Schriftdeutsch nicht als Fremdsprache, sondern als eine Form unserer Mutter= sprache anerkennen, weil wir ferner die Erhaltung unserer Mundart nicht für alle Ewigkeit sichern zu können glauben, weil wir auch ihren Untergang noch nicht für den Untergang des Baterlandes halten würden und weil wir eben "Fatalisten, Deterministen, Liberalisten und Margisten" sind. Wir könnten nun diesen bequemen Hackenstiel umkehren und sagen, daß mit Leuten seiner Gattung eine Auseinandersetzung unmöglich sei; denn wenn Baer, um die Notwendigkeit der "Rettung der eidgenöffischen Geele" zu beweisen, sein Baterland geradezu verunglimpfen muß, so können wir uns natürlich auch nicht einbilden, daß wir ihm mit unfern Gegengründen Eindruck machen werden. Bis zur Verunglimpfung aber geht er doch, wenn er S. 103 schreibt, unser alemannisches Volk stehe, "was die wahre Kultur der Seele anlangt, auf einer im Bergleich zu andern Bölkern so niedrigen Stufe". Er sagt zwar nirgends, welche Bölker im Geelenleben höher stehen; da er uns aber besonders die norme= gische und slowakische Sprach- und Literaturschöpfung als Borbild empsiehlt, werden wir dort auch unsere seelischen

12. Herrn Stahel, Karl, Sek.-Lehrer,

Borbilder suchen müffen. Er behauptet ferner, der Mangel einer eigenen Schriftsprache sei auch schuld an der "uns bedrückenden und im Blick auf andere Kleinwölker beschämenden Tatsache, daß wir bis auf diesen Tag keine Literatur haben und trotz einigen Ausnahmen ein an dichterischen Schöpfungen armes Bolk geblieben sind". Er verweist auf den Artikel "Slowakische Literatur" im "Großen Brockhaus" und seufzt: "Wer das Verzeichnis der Dichter durchgeht, die dieses Zweimillionenwolk seit dieser sprachlichen Schöpfung (d. h. seit der Erhebung der Landesmundart zur Schriftsprache in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts) hervorgebracht hat, diese slowakischen Epiker, Erzähler, Balladendichter, Dramatiker, Ly-riker, Uebersetzer, den erfaßt etwas wie Neid." Zu diesem Neid ist vorläufig noch kein Anlaß. Das Konversationslexikon zählt 37 Namen auf; wenn Baer daneben noch das Büchlein über die Mundartdichtung der deutschen Schweiz (von Otto von Grenerz) herangezogen hätte, so hätte er dort etwa 140 Ramen gefunden, um die uns vielleicht seine Slowaken beneiden. Die schweizerische Mundartdichtung ist ja nicht viel älter als die slowakische und ihr Volk kaum um die Hälfte stärker. Daneben hat es aber auch schon Deutschschweizer gegeben, die sogar schriftdeutsch ganz ordentlich gedichtet haben: ein reichsdeutscher Leitfaden der Literaturgeschichte (von Klee) zählt unter 216 Dichtern aus den letzten zwei Jahrhunderten 15 Schweizer auf; das sind 6,5%, während wir Deutschschweizer keine 4% der Deutschlprechenden ausmachen. Wir müffen freilich die Stimmen nicht bloß gählen, sondern auch wägen; wir brauchen aber nur Gotthelf (den man nicht etwa zu den Mundartdichtern zählen darf), Keller und Mener zu nennen, die im ganzen deutschen Sprachgebiet viel gelten, auf alle Fälle mehr als bei dem Deutschschweizer Emil Baer. "Die bisherigen schriftsprachlichen Berhältnisse haben", schreibt er weiter, "dazu geführt, daß man "cum grano salis" sagen dürfe, daß das alemannische Schweizervolk heute überhaupt kulturlos ist." Wir wollen unsere Rultur gewiß nicht überschätzen; wir wollen vor allem Rultur nicht mit Technik verwechseln; wir wollen auch den Unterschied zwischen rein geiftiger und seelischer Kultur anerkennen; Baer macht aber nicht den leisesten Bersuch zu beweisen, wieso die Geelenkultur der Norweger, Slowaken und Katalanen höher stehe als die unsere.

Ein anderes Kennzeichen dafür, wie sehr sich Baer verbohrt hat: diese alemannische Hochsprache soll die schweizerische Nationalsprache werden, "la langue des Suisses", die alle Schweizer lernen werden: die Deutschschweizer in den ersten 5 oder 6 Jahren der Bolksschule (nachher dann das Schriftbeutsche als "Fremdsprache"), die Welschen und Tessiner in den obersten 2-3 Klaffen der Volksschule (ebenfalls als erste Fremdsprache). Die Erfüllung dieser Forderung sei zwar keine unerläßliche Bedingung, keine "conditio sine qua non" (wie er aus dem Grunde seiner alemannischen Seele heraus faat; - ob diese lateinischen Brocken dann auch zum Alemanni= schen gehören würden?); es sei nur ein Vorschlag, immer-hin: "sie werden lernen müssen" (S. 114). Das mutet der Verfasser unsern Welschen und Tessinern zu und sagt an anderer Stelle: "Sehen wir den Tatsachen ins Auge!" Wenn der Welsche den für ihn im allgemeinen nicht leichten Entschluß gefaßt hat, eine fremde Sprache zu lernen, so will er doch eher eine Weltsprache lernen, die von 90 Millionen Erdenbürgern gesprochen wird und nicht bloß von knapp 3 Millionen, eine Sprache, mit der man um die Welt kommt und nicht bloß ein bischen über den Bovensee und Rhein hinaus. Mit Recht sagt Baer, daß die wenigsten Deutschschweizer ihr Schulfranzösisch im Leben wirklich brauchen, aber noch weniger werden die Welschen ihr Schuldsemannisch später wirklich brauchen.

Diese Beispiele sollten genügen, um zu zeigen, daß der Bersasser sich gründlich oder höcklich verstiegen hat. Aber wir wollen den Stiel nicht umkehren, sondern den Mann möglichst ernst zu nehmen suchen und womöglich sessstellen, wo der Grundsehler seiner Lehre liegt.

Ein Grundfehler liegt in der ungeheuerlichen Ueber= schätzung der Macht der Sprache auf die staatliche Gesinnung. Er geht von dem Lehrsatz aus: wenn Die Schweiz ihre Sprachgemeinschaft mit dem Reiche aufrecht erhalte, so misse sie bald (es sei die allerhöchste Zeit zur Abkehr) dem Reiche auch staatlich verfallen, und zwar nicht nur, weil diese Sprachgemeinschaft den reichsdeutschen Nationalisten einen Borwand gebe zur Eroberung, sondern auch aus innern Gründen. Warum man aber bei Sprachgemeinschaft auch staatlich gleich benken müsse (und dann müßte man es auch religiös), sucht er mit keinem Wort zu beweisen; die Tatsachen beweisen das Gegenteil: seit balld 500 Jahren nähert sich bie Schweiz sprachlich dem Reiche immer mehr, aber ihre politische Gesinnung ist heute der des Reiches ferner als je. Anderseits: Nationalsozialisten, Marristen und Juden sprechen im Reiche ziemlich genau dasselbe Deutsch und fühlen doch gar nicht gleich. Den Hinweis auf unsere Welschen, die trot Aufgabe ihrer Mundart gute Schweizer geblieben feien, glaubt er mit der an sich fesselnden Erklärung erledigen zu können, warum sie ihre Mundart weniger leicht haben behalten können als wir; aber es handelt sich gar nicht um die Entschuldigung eines Fehlers, den sie gemacht haben follen; die Tatsache bleibt bestehen, daß die Welfchen fast gar keine Mundart mehr haben und doch gute Schweizer sein können, so gut wie die Teffiner trok ihrer lebhaft betonten Italianità. Ist denn der deutsché Katholizismus erschüttert worden durch die Sprache des Regers Luther? Und doch müßte das geschehen sein, wenn die Gesinnung abhängig wäre von der Sprachform. Gewiß bildet die Sprachgemeinschaft eine Möglichkeit der Beeinfluffung der Gesinnung oder sogar eine Gefahr, aber "schauen wir doch den Tatsachen ins Wuge": hat es denn im letten halben Jahrhundert, insbesondere in den letzten 22 Jahren, und ganz insbeson-dere in den letzten 3 Jahren je den Anschein gemacht, die deutsche Schweiz wünsche zur Sprachgemeinschaft hinzu auch noch den staatlichen Anschluß? Gegen die äußere Gefahr einer gewaltsamen Einverleibung schützen wir uns aber nicht dadurch, daß wir in zwölfter Stunde noch rasch eine schweizerische Nationalsprache einrichten; das würde man als Vorwand bezeichnen und darüber hinweggehen wie über manches andere. Baers ganze Lehre ist aufgebaut auf die Meinung, die Gesetze der Sprache zwängen zum staatlichen Unschluß, während er selbst mit völligem Recht an anderer Stelle genau das Umgekehrte fagt (S. 100): "Die Sprache ist die willige und unentbehrliche Dienerin der Gedanken."

Ist schon die gedankenmäßige Grundlage von zweifelshafter Festigkeit, so nimmt es uns nicht wunder, daß jebes anschwuliche Beispiel der künftigen Sprachschöpfung sehlt. Wenigstens eine, in den Einzelheiten natürlich unverbindliche Seite des künstigen Schweizer-Sperantohätte Baer geben sollen, um etwas wie einen Gesamteindruck zu vermitteln. Denn auf etwas wie Sperantoscheint es abgesehen zu sein. Soll Berndeutsch oder Zürichdeutsch oder Baseldoptsch die Grundlage bilden oder

eine andere Mundart? Soll der Berner künftig zu seinen Eidgenossen sagen müssen: "Was händ Si? Was wänd Si? Was dönd Si?" oder der Zürcher: "Was heit dir? Was deut dir?" Um diese schwierigen "Betriebsfragen" geht Baer in weitem Bogen herum. Er stellt sich vor, ein Ausschuß von Fachleuten werde eine für alle Deutschliches Wörterbuch aufstellen und dabei "das zahlenmäßige Uebergewicht der Bertreter" der einzelnen Sprachsonnen wegleitend sein lassen. Bielleicht kommt es über die einzelnen Paragraphen dieser Grammatik zur Volksabstimmung?

Unwahr ist bie mehrfach wiederholte Behauptung, wir Deutschschweizer betrachteten unsere Mundart als eine verachtenswerte "grobe Bauernsprache" — darum wohl halten unsere Bundesräte und andere hohe Kerren in Bolksversammlungen schweizerdeutsche Reden? Gewiß ist es meistens zweiselhaftes Schweizerdeutsch; aber sie halten es doch für echt und wollen in dieser "verachteten Bauernsprache" reden. Gewiß gilt im Einzelfall der schriftbeutsche oder gar der französische oder englische Ausdruck mehr (Butter ist seiner als Unke, merci nobler als danke); aber daß der Deutschsscher seine gesamte Mundart verachte, ist eine ungeheuerliche Behauptung.

Ob das Schriftdeutsche für uns eine Form der Muttersprache oder eine Fremdsprache sei, ist schließlich ein Streit um Worte. Wir betrachten es als eine Form der Mutter= sprache (was Baer eine "Urlüge" nennen möchte), weil uns unsere Mütter in dieser Sprache beten und singen, vielleicht manchen von uns sogar lesen gelehrt haben. Nach Baers Auffassung muß Pestalozzis Mutter Gertrud einen seelisch ungeheuern Fehler begangen haben, als sie ihre Kinder schriftdeutsch lesen lehrte und mit ihnen am Samstag Abend Goethes Lied sang: "Der du von dem Himmel bift." Wenn wir bisher gefungen haben: "Großer Gott, wir loben dich" oder "Hab oft im Kreise der Lieben" ober "Bon ferne sei herzlich gegrüßet" oder "Stille Nacht, heilige Nacht" oder sonst ein Bolkslied, so hat das im innersten herzen nach Baer "vielleicht eine dunne Bildungsolberschicht berührt", und wenn in Altdorf oder anderswo Schillers Tell gespielt wurde und die Männer auf dem Rütli schwuren: "Wir wollen sein einig Volk von Brüdern" — was sagt dazu Baer? — "Nie und nimmer hat unser Bolt, haben unsere Bauern die hochdeutsche Dichtung im innersten Herzen empfunden." Und was pflegen wir eine Fremdsprache zu nennen? — Die nächst verwandten sind sonst Hollandisch und Englisch; dann kommen Französisch, Italienisch und 999 andere, von denen allen aber keine einzige uns so nahe liegt wie das Schriftbeutsche. Hunderte von Wörtern lauten schweizerdeutsch und schriftbeutsch ganz oder fast genau gleich oder nach bestimmten, leicht faßlichen Regeln verschieden von welcher Fremdsprache läßt sich das sonst noch sagen? Baer gibt das selber zu: "Da das Hochdeutsche doch dem Alemannischen nahe genug steht, um eine unvergleichlich viel raschere Bezwingung der Schwierigkeiten zu gestatten, als es beim Französischen der Fall ist," das bisher bei uns als erste Fremdsprache gelehrt wurde, eben darum nennen wir das Hochdeutsche keine Fremdsprache.

Sicher meint es Baer ja herzlich gut mit unserm lieben Schweizerbeutsch, und im Bestreben, es möglichst rein zu erhalten, sind wir ja mit ihm einig; in seinem rührenben Uebereiser geht er aber viel zu weit und fordert zum Widerspruch heraus; sein Vorschlag ist die Tat eines wohlmeinenden Sonderlings, mehr aussührlich und umständlich als wirklich gründlich. Wir bleiben bei Gottsried Keller: "Zu einem guten staatlichen Dasein braucht es nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden sind; mit den Kulturdingen ist es anders; da sind vor allem gute Einfälle, so viel als immer möglich, notwendig, und daß deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als nur in zwei Millionen, ist außer Zweifel." Die Zahlen sind die von 1850, aber der Grundsatz gillt heute noch.

Deutschland und Deutsches Reich.

Im Jahrgang 1932 der "Muttersprache" erschien eine Auseinandersetzung über die Begriffe: Deutsch, Deutschland, Deutsches Reich, deutsches Bolk. Wir haben in den "Mitteilungen" 1933 darüber gesprochen. Nun berichtet Osbar Streicher im Märzheft 1936 der "Muttersprache" über ein 1935 erschienenes Buch: Emil Mennen, Deutschland und Deutsches Reich. Sprachgebrauch und Begriffswesenheit des Wortes Deutschland (Brockhaus, Leipzig). Streicher findet darin feine frühere Auffassung, "Deutschland" bezeichne im Gegensatzum "Deutschen Reich" das ganze deutsche Sprachgebiet, so daß also z. B. die deutsche Schweiz zu Deutschland und der Deutschschweizer zum deutschen Bolk gehöre. Für ihn ist das eine rein sprach-liche Angelegenheit; er sagt davum ausdrücklich: "Mit Politik und Machtfragen hat das nichts zu tun", und wir haben keinen Grund, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Also dieselbe Auffassung wie 1932. Und wir können nur dasselbe antworten wie 1933: Solange diese Unterscheidung zwischen Deutschland und Deutschem Reich eine bloße Professorenlehre bleibt, solange eine "Zentralkom-mission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland" sich um diese Unterscheidung noch solche Miche geben muß ("mit 40 Abbildungen und 10 Karten"), solange man das Reichsinnenministerium noch auffordern muß, "dafür zu forgen, daß in Gesetzen, amtlichen Kundgebungen und Schriftstücken, in der Presse, im Schulunterricht und in den Schulbüchern sich endlich der richtige Sprachgebrauch wieder ausnahmslos durchsetze", solange als "unausbleibliche Folge dieses Irrtums (Deutschland zu sagen statt Deutsches Reich) ärgerliche Auslegungen in der Rechtsprechung" vorkommen und das trot den "Amt-lichen Fingerzeigen für die Gesetzes- und Amtssprache", in denen diese Unterscheidung gefordert wird, solange das tägliche Leben im Reiche selbst biesen "Mißbrauch" begeht und "Deutschland" sagt im Sinne des Deutschen Reichs, solange haben wir keinen Grund, mit dieser Unterscheidung voranzugehen oder sie auch nur mitzumachen, und da wir aufgefordert worden sind, uns zu Streichers Bericht zu äußern, können wir nur wiederholen: in gewiffen klaren, nicht staatlichen, sondern sprachlichen und kultürlichen Zusammenhängen mag man die deutsche Schweiz zu Deutschland zählen; wenn z. B. vom deutschen Volkslied oder andern Zügen deutscher Volkskunst die Rede ist, gehört der Deutschschweizer natürlich zum deutschen Bolke — im allgemeinen aber wird man unter Deutschland bei uns wie im Reiche selbst das Deutsche Reich und unter den Deutschen das deutsche Reichsvolk verstehen, und zu ihm gehören wir nicht, sondern müssen uns im Gegenteil das Recht wahren, trot der Mehrsprachigkeit der Schweiz von einem Schweizervolke zu sprechen. Trothem sind wir Streicher für seinen Bevicht dankbar; denn wir lernen daraus, daß "jene Begriffsverwirrung", nämlich die Gleichsetzung von Deutschland und Reich, "erst nach dem Dreißigjährigen Krieg"